

Von Büchern

Joseph Ratzinger / Benedikt XVI, JESUS von Nazareth, Herder, Freiburg-Basel-Wien 2007, ISBN 3-4512-9861-9; 447 S., 24,- €.

Noch ein Buch über Jesus von Nazareth? So fragt man wohl: Sind nicht seit 1950 zahlreiche Bücher zu diesem Thema erschienen?

Auf evangelischer Seite wurde die Veröffentlichung: Günther Bornkamm, *Jesus von Nazareth* (UTB 19, Kohlhammer 1956, 11. Aufl. 1977) besonders beachtet. Er informiert sorgfältig über den Stand der Wissenschaft. Das Problem benennt er im 1. Kapitel: „Glaube und Geschichte in den Evangelien“. Die Zeugen berichten ja über die Wirksamkeit und das Leiden Jesu erst nach seiner Auferstehung. Der Glaube an den auferstandenen Herrn deutet nunmehr die Geschehnisse vor Ostern. Historischer Nachfrage stelle sich daher die Aufgabe, die vom Glauben eingebrachte Deutung der Geschichte vom Bericht darüber zu lösen. Das aber sei vom Gegenstand her nicht möglich. Geschehen und Glaube seien unlöslich ineinander „verwoben“. Auch wer den Glauben der Christen bewußt beiseite lasse, stoße in dieser Überlieferung auf eine „Unmittelbarkeit“, eine „Vollmacht“, die Jesus in seiner Besonderheit erkennen lasse. Seine Gestalt umgibt ein „nicht aufzulösendes Geheimnis“, das niemand leugnen könne.

Gerd Theissen und Annette Merz haben am Ausgang des 20. Jhdts. ein Lehrbuch herausgebracht: *Der historische Jesus* (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 1996, 2. Aufl. 1997). Hier findet der Leser den derzeitigen Stand der Wissenschaften über Jesus von Nazareth ausführlich dargestellt zu eigener kritischer Stellungnahme.

Wer den Wortlaut der Evangelien ernst nimmt, der wird aber mit den Auskünften der Forschung nicht zufrieden sein.

Hier nun führt das Buch von Joseph Ratzinger / Benedikt XVI. weiter. Der Verfasser kennt das Problem, das so vielen Not macht. Aber er gibt dem „nicht aufzulösenden Geheimnis“ einen Namen: Das Geheimnis der Gestalt Jesu ist, ihn „von seiner Gemeinschaft mit dem Vater her“ zu sehen. Sonst verstünde man gar nichts, vor allem nicht, daß Jesus uns auch heute gegenwärtig wird (S. 12).

Läßt sich diese Auffassung auch methodisch begründen? Der Verfasser hält fest: Die historisch-kritische Methode ist „von der Struktur des christlichen Glaubens her unverzichtbar“ (S. 14f).

Aber diese Methode hat Grenzen: Sie muß das Wort in der Vergangenheit belassen; sie muß die Überlieferung als Menschenwort behandeln; sie kann den Raum der Hypothese nicht überschreiten. Einen „Mehrwert“ kann sie ahnen lassen, mehr nicht (S. 15f).

Ist in den Evangelien von Gottes Wirken die Rede, dann müßte auch Gott sich den Bedingungen unterwerfen, die „wir für unsere Gewißheit als nötig er-

klären“ (S. 66). Dadurch wird deutlich, daß der Mensch sich als Subjekt und Gott als Objekt ansieht. Und dann bleibt Gott verborgen.

Gibt es nun überhaupt einen gangbaren Weg für die Auslegung der Evangelien unter Beachtung der historisch-kritischen Methode? Der Verfasser nennt dafür die „kanonische Exegese“, wie sie vor dreißig Jahren in Amerika“ angekommen ist. So hat ja schon die Alte Kirche die Evangelien ausgelegt, und in der Reformation Luthers ist als Grundsatz formuliert worden: Schrift will mit Schrift ausgelegt werden. Für Jesu Gestalt, Wirken und Leiden ist das Gotteswort des Alten Testaments wie ein Licht, in dem man ihn erkennen und verstehen könne (S. 17). So „wächst“ die historisch-kritische Methode weiter zur eigentlichen Theologie (S. 18f). Kein Autor der Schrift spricht ja aus seiner eigenen Einsicht heraus; jeder wird von der Geschichte getragen, in die er hineingehört. Der Chor der von Gott berufenen Propheten, auch der Beter und Sänger in den Psalmen, trägt jeden einzelnen Zeugen; ihr Wort ist „inspiriert“.

Daran wird deutlich, daß die Schrift nicht einfach Literatur ist. In der Schrift und mit ihr lebt das Gottesvolk. Und die Christenheit empfängt dies Wort her von Jesus, dem Christus. Es läßt sich durchaus sagen: Der Jesus der Evangelien ist der „wirkliche“ Jesus, eine „historisch sinnvolle und stimmige Figur“ (S. 20f).

Den so vorgezeichneten Weg beschreitet Benedikt XVI. in einer Einführung und in zehn Kapiteln. Er folgt dabei dem Bericht der Evangelien von Jesu Wirken von der Taufe im Jordan an bis zum Petrusbekenntnis und der Verklärung Jesu.

In meditativ-besinnlichem Stil nimmt er die Leser auf diesen Weg mit, fern von aller Aufgeregtheit oder Polemik. Beeindruckend, wie der Autor die Auffassungen früherer und gegenwärtiger Ausleger berücksichtigt: Klar ist sein Ja und sein Nein, niemals verletzend oder hochmütig. Dies Buch liest sich gut und bereichert den Leser.

Inhaltlich entscheidend aber ist: Dem Verfasser gelingt es, in der Erörterung des Berichts der Evangelien zu zeigen, wie sie alle das Geheimnis der Gestalt Jesu tastend bezeugen: Jesus ist eins mit dem Vater im Himmel. Erst von daher kann man die Evangelien verstehen.

Zugleich bezeugen die Evangelisten: Das Geheimnis Jesu liegt darin verborgen, daß sein Tod und seine Auferweckung in allem gegenwärtig ist, was er sagt und tut. Das haben auch seine Jünger vor Karfreitag und Ostern nicht erkannt, wie sie selbst von sich sagen. Jesus ist seinen Weg ganz einsam gegangen, von niemandem wirklich erkannt (vgl. Lukas 10,22 par).

So läßt der Autor seine Leser verstehen, warum Jesu Jünger erst nach Ostern und Pfingsten, nämlich unter der Wirksamkeit des ausgegossenen Geistes, „Zeugen“ dessen geworden sind, was sie zuvor gesehen und gehört hatten. Der Geist Gottes „erinnerte“ sie an die Worte Jesu und hat ihn so verherrlicht (Joh. 16,12 -15).

Eingeleitet mit einer Meditation darüber, daß im Alten Testament ein neuer Mose angekündigt wird, der – anders als der erste Mose – Gott von Angesicht

zu Angesicht schaut, folgt Benedikt XVI. – dem Gang der Evangelien in ihrem gemeinsamen Bericht.

Das 1. Kapitel über die *Taufe Jesu* führt ihn ein als denjenigen, der alle Gerechtigkeit erfüllt: Gerade darin geschieht Gottes Wille, daß Jesus die Sündertaufe empfängt (S. 36 -51).

Im 2. Kapitel geht es um die *Versuchungen Jesu* (S. 54 -74). Das Wesen der Versuchung wird aus dem Text verdeutlicht und für die Gegenwart der Christenheit durchsichtig: Sie tritt mit moralischer Gebärde auf und propagiert den wahren Realismus, der Gott überflüssig macht.

Im 3. Kapitel geht der Verfasser dem Sinn der Rede vom „Reich Gottes“ im Alten Testament und im Judentum nach und stellt heraus, daß Jesus selbst das Reich Gottes bringt; ja, er verkörpert es (S. 76-92).

Dem folgt im 4. Kapitel ein Blick auf die sog. *Bergpredigt* (S. 94 -160). Der „neue“ Mose und seine Tora werden vorgestellt. Die Seligpreisungen stehen voran. Sie „sind Verheißungen, in denen das neue Bild von Welt und Mensch aufleuchtet, das Jesus eröffnet“ (S. 101). Urbildlich sind sie in Jesus selbst verwirklicht (S. 104).

Im Gespräch mit dem jüdischen Gelehrten Jacob Neusner („Ein Rabbi spricht mit Jesus. Ein jüdisch-christlicher Dialog“, Claudius Verlag München 1997) zeigt der Verfasser, was in der Bergpredigt geschieht: Jesus steht mit Gott, dem Geber der Tora, auf einer Höhe! Mit seiner Auslegung des Sabbat- und des Elterngabots weitet Jesus die Gemeinschaft Israels für das universale Gottesvolk aus. Das aber könnte nur Gott selbst tun. Diesem „neuen“ Mose vermag der jüdische Gelehrte daher nicht zu folgen. Daß Jesus sich Gott gleich macht, ist der Grund dafür, ihn zu töten, wie die Verhandlung gegen ihn vor dem Synhedrium zeigt (vgl. Mk 14,55-64 par).

Im 5. Kapitel wird das *Vaterunser* für sich besprochen (S. 162-203). Worum es beim Beten eigentlich geht, wird uns an diesem Gebet deutlich: „nicht um dies oder das, sondern daß Gott sich uns schenken will, das ist die Gabe aller Gaben, das ‚allein Notwendige‘“ (S. 170). Die Anrede des Vaterunser und die einzelnen Bitten werden erläutert; allerdings nicht das Amen, mit dem wir das Gebet bekräftigen.

Daran schließt sich ein Kapitel über die *Jünger* an (S. 206-219). Was für eine Schar, sieht man auf die Herkunft der Zwölf! Und keiner kann der bleiben, der er war, als er in diesen Kreis berufen wurde: Sie werden in der Gegenwart Jesu zu „neuen“ Menschen.

Um die Botschaft der *Gleichnisse* geht es im 7. Kapitel (S. 222-258). Zunächst werden Wesen und Ziel der Gleichnisse erörtert. In die Meditation zu drei Gleichnissen aus dem lukanischen Sondergut führt den Leser die Erklärung des rätselhaften Herrenworts in Mk 4,12 parr, das davon spricht, daß die Gleichnisse dem Verstehen der Menschen nicht geöffnet, sondern verschlossen bleiben. Gerade dieses dunkle Wort führe auf die tiefste Bedeutung der Gleichnisse hin, „wenn wir nur – wie es vom Wesen des geschriebenen Gotteswortes

her recht ist – die Bibel, und insbesondere die Evangelien, als Einheit und als Ganzheit lesen“ (S. 230). Erst dann wird für uns faßbar, daß Jesu Weg durch das Scheitern hindurch zu reicher Frucht führt: „Am Kreuz werden die Gleichnisse entschlüsselt“ (ebda).

Daraufhin meditiert der Verfasser über den Wortlaut der Gleichnisse vom barmherzigen Samariter, von den beiden Brüdern und dem gütigen Vater, und vom reichen Prasser und dem armen Lazarus. Jeweils neu geht es um „das Geschenk der sichtbar werdenden Liebe Gottes. „So erscheint „in den Gleichnissen das Wesen der Botschaft Jesu selbst“ (S. 233). Die Gleichnisse Jesu stehen in der Mitte seiner Verkündigung; sie sprechen von ihm selbst und drücken die Verborgenheit Gottes in Jesu Wort und Wirken aus. Das Geheimnis des Kreuzes ist ihnen geradezu „eingeschrieben“.

Dann folgen im 8. Kapitel die großen *johanneischen Bilder* (S. 260-331). Behutsam erörtert der Autor zuerst die johanneische Frage. Im vierten Evangelium spricht der Zebedaide Johannes; der Verfasser der Endgestalt kann als „Nachlaßverwalter“ dieses Zeugen angesehen werden (S. 267f). Für die Historizität dieses Evangeliums ist es wichtig, klar zu erfassen, was darin deutlich genug gesagt wird: Die „Erinnerung“ unter dem Wirken des ausgegossenen Geistes bestimmt den Bericht (vgl. Joh. 16,12-15; dazu 2,17.22; 12,16). Mit diesem „Erinnern“ zeigt das Evangelium den, der war, und den, der ist (S. 277).

Durch diese Hinweise vorbereitet, rücken die großen johanneischen Bilder ins Licht: Wasser / Weinstock und Wein / Brot / Hirte (S. 281-331). Der Verfasser nimmt jeweils die Symbolik auf, wie sie in der Geschichte der Religionen und Kulturen begegnet. Auf diesem Hintergrund leuchtet dann, was eigentlich christlich ist, was auf den Einen weist, der alles in allem erfüllt.

Petrusbekennnis und *Verklärung* schließen im 9. Kapitel den Durchgang durch die Evangelien ab (S. 334-365). Was die Öffentlichkeit damals von Jesus meinte, kann heute dem aufmerksamen Zeitgenossen ähnlich begegnen, stellt der Verfasser fest. Solche Meinungen sind nicht einfach verkehrt, sagt er (S. 339). Aber dem Meinen der Leute damals und heute steht das Bekenntnis der Jünger Jesu gegenüber. Darin aber wird Jesus als der Einzig-Eine bekannt: Christus, der Sohn Gottes. Das ist ohne Beispiel. Ja, das Bekenntnis ist so groß, daß wir es nie „fertig erfaßt haben, und es bleibt uns immer voraus“ (S. 352).

Wie in der Taufe durch Johannes erklärt auch in der Verklärung Jesu die Stimme Gottes aus dem Himmel her ihn als seinen Sohn. Jetzt fügt sie hinzu: „Auf ihn sollt ihr hören!“ Jesus steht höher als Mose und Elia, die auf dem Berg der Verklärung mit ihm reden. Jesus selbst ist die Schechina, die Einwohnung Gottes unter den Menschen wie es dann im Prolog des vierten Evangeliums verkündet wird (S. 364).

Im 10. Kapitel geht der Autor noch auf die *Selbstaussagen Jesu* ein (S. 371-407). Der Menschensohn / der Sohn / ICH BIN ES sind diese Selbstbezeichnungen. Zunächst skizziert Benedikt XVI. jeweils die Meinungen der bisherigen Forschung. Dann aber überschreitet er diese Auffassungen vom Ganzen

der Bezeugung in den Evangelien her – auch das ein Beispiel dafür, wie er historische Kritik aufnimmt und „kanonisch“ überschreitet. Das Wort „Menschensohn“ ist für ihn durch die „Vision des Einsseins von Gott und Mensch“ geprägt, wird deshalb nur für Jesus gebraucht (S. 384f). Das Wort „Sohn“ läßt uns mit seiner Entsprechung „Vater“ in das Innere Jesu blicken, wie es sich in seinem Gebet zeigt (S. 395f). Die Wortfolge „ICH BIN ES“ aber ist Ausdruck der Einheit Jesu mit dem Vater vor den Menschen, die ihm zugehören; gelegentlich auch vor seinen Gegnern. Da alle diese Aussagen nur im Munde Jesu begegnen und zwar als Selbstaussagen, können sie nicht einfach ein Bekenntnis der Gemeinde sein. Dieses wird später im „gleichwesentlich mit dem Vater“ ausgedrückt (Nizäa 325 n. Chr.) (S. 406f).

Diese Gesamtschau des Wirkens Jesu kann den Leser wohl beeindrucken. Benedikt XVI. läßt ihn an seiner Erkenntnis Anteil haben. Und er kann die Klarheit Gottes im Angesicht Jesu Christi erkennen.

Viele Einzelheiten möchte der Rezensent gern erörtern; doch das würde den Rahmen einer Besprechung dieses schönen Buches sprengen. Daher sollen hier nur einige Fragen gestellt werden.

Für einen Leser, der durch die Reformation Luthers geprägt ist, liegt eine „alte“ Frage nahe: Geht es an, das Verhältnis von Natur und Gnade, von Vernunft und Glauben so positiv zu sehen, wie es in der Theologie der röm.-kath. Kirche oft geschieht? Kann die historisch-kritische Methode wirklich durch die kanonische Exegese zur eigentlichen Theologie heranwachsen (S. 17f)? Das läßt sich doch wohl nur sagen, solange man nur die Beobachtungen am überlieferten Wortlaut der Schrift ansieht. Form- und Redaktionsgeschichte, auch Traditionsgeschichte mögen zur Theologie weiter „wachsen“; Frageweisen aber, die Rekonstruktion des Berichteten zum Ziel haben und von Analogien aus der Kultur- oder Religionsgeschichte leben müssen, wohl kaum.

Zu einigen exegetischen Erläuterungen des Autors folgende Anfragen:

1. Für die dritte Seligpreisung in Mt 5,5 weist der Verfasser darauf hin, daß das griechische Wort *praÿs* Übersetzung des hebräischen *anaw* ist. Es begegnet u. a. in 4. Mose 12,3; dort wird von Mose gesagt, daß er „sehr *anaw* ist, mehr als alle Menschen“. Der Zusammenhang zeigt, was gemeint ist: Mose wird von allen verkannt, auch von seinen engsten Mitarbeitern Aaron und Mirjam. Sein Dienst stellt ihn so einsam; nur Gott kennt ihn.

Dies gilt doch für Jesus auch. Er ist völlig allein, von allen verkannt. So steht das Wort *praÿs* im Zitat aus Sacharja 9,9 beim Einzug in Jerusalem (Mt 21,5; dem Sinn nach auch Joh. 12, 15). Und Jesus spricht von sich selbst in Mt 11,29 mit demselben Wort; genau davor hat er es im Gebet zu Gott gesagt: Niemand kennt den Sohn als nur der Vater (Mt 11,27 par). Und so gilt dies Wort wohl auch von den Menschen, die in der dritten Seligpreisung gemeint sind. Denn in den ersten vier Seligpreisungen (Mt 5,3-6) nennt Jesus nicht Eigenschaften oder überhaupt Verhaltensweisen, sondern er spricht davon, wie Menschen, die ihm folgen, vor Gott stehen.

2. Zur Erläuterung des Namens Gottes nach 2. Mose 3,14: Trifft die Übersetzung: „Ich bin, der ich bin“ den Sinn der hebräischen Wortfolge? Sie ist zwar durch die Septuaginta vorgegeben. Aber das Wort *hajah* heißt eigentlich „sich erweisen“. Gott will an seinen Taten als der erkannt werden, der er ist: „Ich erweise mich, als der ich mich erweise“. Nicht Gott als der Seiende wird benannt, sein Name ist sein Wirken. „Das Gedächtnis seines Namens“ meint in den Psalmen die rühmende und preisende Erinnerung an seine Taten in und an Israel. Knüpft die Christenheit nicht gerade daran an? Sie folgt dem Apostel Paulus: „Wir glauben an den, der unseren Herrn Jesus von den Toten auferweckt hat“ (Römer 4,24). In der Abendmahlsliturgie rühmt sie Christus und sein Heilswerk für alle Welt. Und in den Eingangsgebeten an jedem Sonntag preist sie Gott in seinen großen Taten.
3. Zur Erläuterung des Vaterunser im Ganzen (S. 162ff) : Der Wortlaut bei Matthäus ist in zwei Dreiergruppen gegliedert, die mit der Brotbitte verbunden werden. Die drei Du-Bitten lassen sich formal und inhaltlich als zusammengehörig erkennen: Jedesmal steht das Verb im sog. zweiten Imperativ und deutet so auf die *Beracha* zurück. Die Wendung „wie im Himmel so auf Erden“ (Mt 6,10c) schließt diese Bitten zusammen. Vor Gott im Himmel ist sein Name geheiligt, ist seine Herrschaft Gegenwart, gilt sein Wille allein: Das bekennt der Beter als Gotteslob. Zugleich aber fleht er auch darum, daß das auf Erden so geschehe. Lob und Bitte sind eine Einheit! Die *Wir-Bitten* in den Versen 12 und 13 suchen bei Gott Hilfe und Halt in den Nöten, die uns lebenslang zu schaffen machen. In der Brotbitte aber bitten wir heute um das Brot „für den heraufkommenden Tag“ – das ist morgen (wie in Palästina üblich) und ist das Brot des Himmels, des neuen Tages, der nun heraufkommt in dessen Morgenröte wir leben.
4. Zur Meditation des Gleichnisses von den beiden Brüdern und dem gütigen Vater erhebt sich bei der Erläuterung der „Umkehr“ oder „Bekehrung“ die folgende Frage (S. 244f): Kehrt der Verlorene zu sich selbst zurück? Findet er in sich selbst die Wegweisung zum Vater, zur wahren Freiheit eines Sohnes (S. 245)? Ist es nicht eher so: Als er „in sich geht“, findet er die Erinnerung an seinen Vater? Der Vater ist es, der ihn „umkehrt“. Und Sohn zu sein, ist ihm verwehrt, wie er sich sagt; daß er doch als Sohn aufgenommen wird, davon ist er völlig überrascht. Und das wird hervorgehoben. Wie genau wird seine Re-Investitur geschildert (Lk 15,22) ! Er kehrt, so scheint es doch, nicht zu sich, sondern zum Vater zurück. Und der Vater? Der Autor macht deutlich, wie unerwartet, ja unmöglich dieser handelt! Letztlich führt der Blick auf das Prophetenwort in Hosea 11,1-9 zum Kern der Dinge: Jesus selbst handelt wie der Vater im Himmel, wenn er Sünder an seinen Tisch nimmt.

Ohne weitere Fragen, mit dankbarer Zustimmung nimmt der Rezensent zur Kenntnis, was der Verfasser in der Meditation der Bergpredigt und der Gleichnisse Jesu ausführt. Besonders finden auch die folgenden Erläuterungen des

Autors mit Freuden volle Anerkennung: die Meditation zum Thema Schuld und Vergebung mit Betonung der Stellvertretung Jesu in seinem Opfer am Kreuz (S. 193f); die gesamte Erörterung zur johanneischen Frage (S. 260-280); hierin wiederum besonders die Ausführungen zum „Erinnern“ in diesem Evangelium (S. 273-277).

Kurz gesagt: Dieses Buch kann kaum genug empfohlen werden. Mit Spannung erwarten viele den angekündigten Folgeband. Denn diese Auslegung der Evangelien ist ein Meilenstein in der gegenwärtigen theologischen Arbeit in der röm.-kath. und in der evangelischen Christenheit. Sie wird sich im ökumenischen Dialog auswirken.

Hartmut Günther

Johann Gerhard, Tractatus de legitima scripturae sacrae interpretatione, 1610, (= DOCTRINA ET PIETAS; Abt. I, Bd. 13) Latein – deutsch, kritisch herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Johann Anselm Steiger (u.a.), Verlag frommann-holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 2007, ISBN 978-3-7728-2434-0, 541 S., 498,- €.

Dieses in jeder Hinsicht wertvolle Buch (nicht nur wegen des Preises), kommt zur rechten Zeit auf den Büchermarkt und vor allem in die Bibliotheken. Mag „hermeneutisch“, d.h. in der Lehre vom Verstehen der Hl. Schrift, schon Vieles gesagt, getan, vor allem aber vergessen worden sein, es bleibt doch zumindest in der lutherischen Hermeneutik immer bei einigen festen Grundsätzen, und zwar auch nach Einführung der „historischen Kritik“ und nach dem Programm der „Entmythologisierung“, erst recht nach der Erfindung der sogenannten „rezeptionsästhetischen Auslegung“ unserer Tage, die das Subjekt des Auslegers zum eigentlichen Schlüssel der Auslegung macht. Zu den Grundsätzen gehört einmal das Bekenntnis, daß der Geist Gottes in und durch das Wort der Hl. Schrift spricht, daß die Bibel zudem nur durch den Geist verstanden werden kann, wie schon Irenäus sagte: „Sine Deo non cognoscitur Deus“ (S. 90), ohne Gott wird Gott nicht erkannt! – Und die zweite Wahrheit: Daß die Schrift in allen wesentlichen Aussagen zur Seligkeit so hell sei, wie die Sonne! Wie sagt es Gerhard so schön und völlig im Sinne Luthers: „Die Augen des Blinden sehen auch das Allerhellste nicht / auch nicht die Sonne / wer wollte aber deßwegen der Sonnen die Finsternuß zu eygen [zueignen]?“ (S. 98f¹; vgl. S.99). „Erleuchtung“ geschieht nur durch fleißige Übung des Wortes, so wir die Sonne auch nicht sehen, wenn wir die Augen bewußt schließen (S. 101). Auch hier geht es im Sinne des 17. Jahrhunderts um „Erleuchtung“, aber nicht im Sinne des späteren Pietismus und erst recht nicht im Sinne der Aufklärung.

¹ Ich zitiere für die des Lateinischen nicht Kundigen die deutsche Version, obwohl man sagen muß, daß die lateinische Version in vieler Hinsicht prägnanter erscheint.